

(Nachdruck verboten.)

46) Unter Wolken.

Roman von Kurt Aram.

Als aber dann vier Männer auf einer Bahre, und zwar auf der Bahre, auf der sonst die Toten auf den Kirchhof gebracht wurden, weil keine andre zur Hand war, Magda ins Haus brachten, bekam der Widerville bald wieder die Oberhand.

Als nämlich Schäfer hörte, wie viele Menschen sich dem Haus näherten, ging er unwillkürlich mit der Lampe die Treppe hinunter, zu sehen, was da wäre. Gerade als er unten war, ging die Haustür auf, wurde Magda auf der Bahre fürchtbar verstümmelt in das Haus getragen. Das Licht der Lampe schien hell auf die Verstümmelte, die wie tot dalag.

Schäfer stellte leicht zitternd die Lampe hin und wollte mit zugreifen.

„Weg, Du Feigling!“ zischte ihn Otto an.

Da nahm er seine Lampe wieder und ging stumm auf sein Zimmer zurück.

Das Wort Ottos hatte ihn getroffen.

Aus dem Widerville wurde heller Ekel, während er unruhig hin und her ging, immer wieder nach Magdas Zimmer horchend, wohin man die Verstümmelte brachte.

Er knirschte mit den Zähnen vor Wut über sich. Er hätte sich erwürgen mögen. Was war er ein elender Kerl! Diese schwache Frau hatte tausendmal mehr Mut bewiesen als er. Pfui Teufel! Er spuckte aus vor sich selbst. Der Ekel setzte ihm so zu, daß er vor ihm nicht eher Ruhe bekam, als bis er sich gelobt: Du fängst ein neues Leben an.

Ein Jahr geh' ich dir, sagte der Ekel in ihm. Arbeiten will ich, murmelte er.

Ich weiß ja noch gar nicht, was arbeiten ist. Dies bißchen Bücher und Artikel schmieren! Pfui Teufel!

Er schritt auf seine Papiere los, griff sie, warf sie in den Ofen und zündete sie an. Da wurde ihm ein wenig leichter.

Jrgend eine körperliche Arbeit werd' ich vornehmen. Nur endlich was thun, thun, thun!! Nicht nur genießen, auch schreibend genießen. Denn was andres war sein ganzes Geschmierre bisher nicht gewesen. Jetzt wußte er es ganz genau. Nichts als ein sich selbst genießen. Kein Arbeiten.

Seine ganze Willenskraft war untergraben, unterwühlt von dem ewigen in sich hinein und über sich selbst Grübeln. Alles impulsive Handeln, jedes Thatvermögen hatte es ruiniert.

Ab und zu drang ein Stöhnen von unten zu ihm. Dann lange, tote Pausen. Dann einmal ein wilder Schrei, der ihm durch Mark und Bein ging. Dann wieder Stille, neues Stöhnen und Schreien. Und zwischendurch wieder diese langen, peinigenden, schauerlichen Pausen.

Da ihm jetzt einfiel, sein Hin- und Hergehen könne unten stören, gab er es auf, obwohl es ihm eine große Erleichterung und Ablenkung war.

Er hockte sich aufs Bett.

Er sah so, sich zu strafen, fast die ganze Nacht. Und in dieser Situation ist eine Nacht länger denn sonst zwanzig. In so einer Nacht kann man mehr über sich nachdenken als sonst in hundert Tagen und wird sich klarer über sich selbst als sonst in Jahren.

Am andern Morgen reiste Schäfer mit demselben Zug ab, in dem er die Exkursion in die Hauptstadt gemacht, ohne sich erst von Otto zu verabschieden.

Nun er selbst wußte, daß er bisher ein jämmerlicher Gemüthenschmerz gewesen und sonst nichts, absolut nichts, war es nicht unbedingt nötig, sich das von Otto nochmal, womöglich in noch größerer Form sagen zu lassen.

Als er an Magdas Schlafzimmer vorbei kam, stand er einen Augenblick still. Dann ging er leise weiter. Nein, er wollte sie nicht sehen. Er hatte auch an ihr erbärmlich, schlecht gehandelt. Nur zu sehr.

Ein Jahr geh' ich dir, hieß es wieder in ihm. Bist du dann noch wie heute, oder siehst du, daß du überhaupt nicht mehr anders werden kannst, dann hängst du dich auf, mein Lieber. Men besseren Tod verdienst du dann gar nicht. Eigentlich dann den nicht mal.

X.

Der Sturm schwieg.

Er hatte die Wolken so durcheinander geschwenkt, daß sie zu einer einzigen grauen Masse geworden, die bereit war, als Regen oder Schnee auf die Erde zu fallen. Aber noch konnte sie sich nicht entschließen. Als hätte selbst sie Mitleid mit dem vom Unglück so schwer getroffenen Dorf.

Die Leute der Kleinstadt und des Dorfs vergaßen einmal, daß sie Beamte, Fabrikarbeiter, Händler, Geldverdiener, Klatschbasen und Kleinigkeitskrämer waren. Sie besannen sich darauf, daß sie sozusagen in erster Linie Menschen sein sollten. Und kaum hatten sie sich darauf besonnen, so flutete auch schon von allen Seiten werthätige Hilfe, aus menschlichem Mitleid geboren, zu den abgebrannten acht Familien, die notdürftig in den Häusern der andren Arbeiter untergebracht waren.

Und wenn sich unter den reichlichen Gaben auch viel unpraktisches Zeug befand, wie alte Tanzschuhe und weiße Ballmieder, so zeugte doch auch das von Teilnahme und that wohl.

Im Klub wurde gleich eine Sammlung veranstaltet, die ziemlich viel einbrachte. Die „Erholung“ wollte da natürlich nicht zurückstehen und sammelte ebenfalls. Wer keinem Verein angehörte — es gab aber nicht viel solche Menschen — der hatte Gelegenheit, dem Apotheker, der von Haus zu Haus ging, von dem Seinen mitzuteilen.

Der Realschuldirektor Walter erließ, nachdem er sich sogar von zwei seiner geliebten leinenen Hosen getrennt hatte, einen schwungvollen Ausruf in den Blättern des Ländchens, der auch etwas einbrachte.

Als das erste Besekränzchen stattfand unter den Damen der vornehmen Welt, erschienen alle mit großen Strickzeugen bewaffnet. Selbst die ästhetische Frau Amtsrichter Blau hatte nichts dagegen einzuwenden. Auch sie nahm einen wollenen Strumpf in Arbeit für die Abgebrannten.

Als alle glücklich saßen, wurde zunächst einmal Probe gelesen, um zu erkennen, ob auch die Stimmen der Partner zu einander paßten, denn das war die Hauptfrage. Der dicken Frau Realschul-Direktor Walter wurde der Rudenz übertragen, weil sie eine lyrische Stimme besaß, wie sich Frau Blau ausdrückte. Fienchen Schneider, das Bräutchen, die deshalb für die Bertha ausersehen, las zur Probe mit großer Inbrunst:

Da seh' ich dich in echtem Männertwert,
den ersten von den Freien und den Gleichen,
mit reiner, freier Huldigung verehrt,
groß wie ein König wirt in seinen Reichen.

Frau Realschuldirektor Walter Rudenz fuhr begeistert fort

Da seh' ich dich, die Krone aller Frauen,
in weiblich reizender Geschäftigkeit,
in meinem Haus den Himmel mir erbauen
und, wie der Himmel seine Blumen streut . . .

„Hopa! Mir ist eine Masche von der Nadel gefallen. Entschuldigen Sie einen Augenblick, meine Herrschaften.“ Als sie die Masche wieder eingefangen, fuhr sie gleich höchst pathetisch fort:

mit schöner Ammut mir das Leben schmücken
und alles rings beleben und beglücken.

Selbst jetzt verzog Frau Blau nicht das Gesicht, wenn sie auch heftige Schmerzen über solche Entweihung empfand. So weich und verfühlich hatte das Unglück selbst sie gestimmt.

Auch im Dorf vergaß man alle kleinlichen Feindschaften, ja man vergaß sogar, daß Wilhelm Säger der frommste der Frommen war. Hatte ihn doch das Unglück am schwersten getroffen, da er Haus und Scheune nicht versichert, weil das gottlos, weltlich wäre.

Nur in dem Amtsrichter Roth konnte kein Mitleid aufkommen, weil seine verdorbene Phantasie das nicht zuließ. Als er mit Amtsrichter Blau in das Dorf fuhr, um Nachforschungen anzustellen, ob etwa Brandstiftung vorliege, hörte

er zwar scheinbar sehr aufmerksam den genauen und poetischen Berichten zu, die Plakmeister Kensch den Herren gab; in Wirklichkeit aber lustierte sich seine Phantasie an den Bildern der brennenden Häuser, aus denen halb oder noch weniger bekleidete Frauen und Mädchen, grell beleuchtet von den Flammen, ins Freie stürzten, ohne in ihrer Angst sich im geringsten darum zu kümmern, wie viele oder wie wenige ihrer Schönheiten das Nachtgewand verhüllte. Es wurde festgestellt, daß in der Scheune Wilhelm Sägers der Brand ausgebrochen.

Es war gut, daß Wilhelm Säger nichts versichert hatte, sonst wäre er gewiß in den Verdacht gekommen, das Feuer selbst angelegt zu haben. Der Mann benahm sich zu sonderbar. Er war augenscheinlich gar nicht sehr niedergeschlagen, wie doch gerade bei ihm zu erwarten gewesen wäre. Er blieb äußerlich ganz gleichmütig, als ginge ihm die ganze Geschichte am wenigsten etwas an.

Als Blau ihn fragte, ob er vielleicht einen Verdacht habe, ob er vielleicht jemand die Schandthat zutraue, die Scheune angezündet zu haben, bejahte es das laut und deutlich, verweigerte aber jede weitere Auskunft, da es sich nur um einen Verdacht handle. Wäre es aber mehr, würde er auch nichts sagen. Zu richten, sei Gottes Sache und nicht der Menschen. „Er ist entschieden unnormale, nicht ganz zurechnungsfähig. Man müßte ihn eigentlich ein paar Wochen auf einer Irrenanstalt beobachten lassen, meinen Sie nicht auch, Herr Kollege?“ murmelte Blau dem Amtsrichter Roth zu.

Der nickte gleichgültig, denn seine Phantasie hatte Besseres zu thun.

Du scheinst mir auch nicht ganz normal, dachte Blau ärgerlich über seinen Kollegen und wandte sich wieder der Unterjuchung zu, bei der aber nichts herauskam.

Wilhelm Säger hatte in der That einen Verdacht, denn Franz Kranz hatte ihm noch kürzlich gedroht, er würde ihm das Haus überm Kopf antreten, wenn er die Marie Jung nicht frei gäbe, die er offenbar begehrt habe, oder vielmehr hypnotisiert, wie er sich schnell verbesserte als Mensch, der lange in der Großstadt gelebt und etwas auf Bildung hält.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Regenwetter.

Von Gustav Bied. Deutsch von Ida Anders.

Es war an einem Abend, als ich aus der Stadt ging; es war windig und regnete und schneite, und die Telephondrähte über meinem Haupt sangen ihre merkwürdigen melancholischen Lieder.

Ich wartete mitten auf der Straße in dem schmelzenden Schnee, der an meinen Stiefeln festklebte, durch das Leder drang und meine Füße frieren ließ. Nicht einen Menschen traf ich, nicht einmal einen Hund. Als ich über den Markt ging, warf ich einen Blick auf das erleuchtete Zifferblatt der Rathhaus-Uhr: Es war ein Viertel auf Elf. Alle Läden waren dunkel und geschlossen; nur in der Apotheke und drüben beim Barbier war Licht; und aus einzelnen Häusern fiel der Lampenschein matt durch die herabgelassenen Gardinen. Die Luft war dick und schwarzgrau, und große feuchte Schneeflocken schlugen mir jeden Augenblick ins Gesicht, schmolzen und rannen meine Wangen hinunter, den Hals entlang und unter den Kragen, auf Brust und Rücken. Ich schauderte und schritt kräftiger aus, um in meine warme, erleuchtete Stube in der Villa drüben auf der andern Seite des Hafens zu kommen.

Unten am Bollamt stand eine Laterne und brannte in der Ecke zwischen der „Mole“ und der „Hafenbrücke“. Die fauste der Wind vom Fjord her und warf Schnee in großen, langgestreckten Fetzen über die Holzstapel auf dem Zimmerplatz und gegen das alte unterjochte Bachhaus aus riesengroßen Steinen, dessen Schornsteine unter den schweren Stößen zitterten und dessen Sturmhaken in beinahe regelmäßigen Zwischenräumen gegen die Mauer klatschte.

Ich zog den Rockträger höher um die Ohren und blickte auf die Brücke hinaus, deren Planen von der Kasse patzig waren, und deren Eisengeländer im Lichtschein der einsamen Laterne glänzten.

Unter der Laterne am Brückenkopf stand ein kleiner Strabe von sechs, sieben Jahren, die Hände in die Hosentaschen eingebohrt. Er stand und trampelte mit den Füßen in die Schneepfützen, um sich warm zu halten. Er hatte kein Werkzeug an, nur eine Mütze, die ihm im Nacken saß, und dann Holzschuhe an den Füßen.

Als ich an ihm vorüberging, sagte er: „G'n' La!“ und trabte langsam neben mir davon. Er hielt sich nicht an mich auf der See-seite, so daß ich ihn vor den Windstößen schirmte; denn der Wind hatte hier freien Spielraum. Er strich quer über die Brücke und rasselte mit den eisernen Ketten dort an den Klappen.

Auf der Brücke selbst brannte keine Laterne, und wenn ich auf

den Knaben herunterblickte, konnte ich ihn nur als einen schwarzen Klumpen erblicken, der neben mir davon trottete.

Ich wartete darauf, daß er reden sollte; aber er trabte mir immer vorwärts, die Hände in den Taschen und den Kopf ein wenig vornüber geneigt. Er sah so energisch aus, der kleine Bursche, so entschlossen. Schade, daß ich sein Gesicht nicht sehen konnte!

„Du bist also in dem Wetter spazieren gegangen?“ begann ich.

„Ja—“

„Wo bist Du gewesen?“

„Ich war oben in der Apotheke.“

„So—o? Ist bei Euch jemand krank?“

„Ja, mein Bruder und meine kleine Schwester.“

„Was fehlt ihnen?“

„Mein Bruder hat eine Halskrankheit, und meine Schwester hat Scharlachfieber.“

„Das ist ja schlimm! Du bist doch wohl nicht krank?“

„Nein; aber Mutter meint, ich werde es noch.“

„Ja, aber Du sollst auch nicht in solchem Wetter fortlaufen.“

„Mutter bekam kein Geld vor heut Abend; es ist doch Sonntagabend.“

„Friert Dich nicht?“

„Nein, ich habe Stroh in den Holzschuhen.“

Der Kleine sah während des Sprechens nicht auf; er trabte nur davon und starrte auf die Erde.

„Was thut Deine Mutter?“ fuhr ich fort.

„Sie näht Sade für den Kaufmann Müller.“

„Und Dein Vater?“

„Der ist tot!“

„So—o?“

„Ja. Aber Mutter sagt, das war gut, denn er konnte doch nicht leben.“

„Was fehlte ihm denn?“

„Er hatte Schleim in den Lungen; aber Kaufmann Müller giebt Mutter doch monatlich fünf Mark, und das ist ja viel mehr als mir für die Miete.“

„Wie viel Zimmer habt Ihr denn?“ fragte ich.

„Wir haben natürlich eins.“ sagte der Knabe verwundert, — „und dann die Küche zusammen mit Madame Bastian.“

„Und wo liegt Ihr nichts?“

„Sören Peter liegt bei Mutter, und ich liege bei Sofie auf der Schlafbank. — Dem ich habe ja das Scharlachfieber gehabt.“

Ein Windstoß kam und puffte mich zu dem Knaben hinüber. Und ich konnte hören, daß er über meine schaukelnden Bewegungen leise lachte.

„Es ist toll, wie der Wind geht!“ sagte er.

„Aber es ist doch gut für die Armen, daß es thaut.“

„Ob die wohl erfroren sind?“ sagte er und nickte zu einer der unangezündeten Laternen auf dem Wall hinüber, der eine Fortsetzung der Hafenbrücke bildet. — „Du solltest nur sehen, was für einen Kal Hans Jensen gestern bei Lindholm ausgestochen hat!“ plauderte er los. „Der war so dick wie ein Arm! — Kannst Du Kale austechen?“

„Das kann ich wohl.“

„Wonach warst Du übrigens in der Stadt? Bist Du auch in der Apotheke gewesen?“

„Nein, ich war auf der Post mit einem Brief.“

„An wen war der Brief? — An Deine Mutter?“

„Nein, der war an meine Braut.“

„Wo wohnt sie?“

„Sie wohnt drüben in Jütland.“

„Und wo wohnst Du?“ fragte der Kleine weiter.

„Ich wohne dort in dem roten Haus neben der Fabrik.“

„Na da. — — Kommst Du in diesem Sommer mit auf den Jahrmarkt?“

„Ja — ich denke doch — kommst Du?“

„Ne — nicht vor nächstes Jahr, denn ich habe keine Hosen.“

„Könntest Du nicht Lust haben, mich zu besuchen?“

„Ne —“

„Nicht! — und warum nicht?“

„Nein, denn ich habe keine Sachen, sagt Mutter.“

„Ja, aber Du könntest vielleicht bei mir etwas bekommen.“

„Hast Du denn Sachen zu verkaufen?“

„Ne — nee, das gerade nicht, aber ich habe doch wohl ein paar.“

„Ja, aber das brauchst Du doch selbst!“

„Ja—, aber ich habe viele“, sagte ich.

„Naa, denn kann vielleicht Sören Peter auch bei Dir ein paar Hosen kriegen, denn er hat auch keine.“

„Das könnte schon sein, ja.“

„Adieu,“ sagte er dann plötzlich und blieb stehen. — „Und Dank für die Begleitung,“ sagte er.

„Adieu, adieu,“ — sagte ich. „So, hier gehst Du lang?“

„Ja—,“ und er begann schon wieder mit seinem Schaukeltrab.

„Hör mal!“ rief ich. — „Wilst Du einen Zehnpfenniger haben?“

„Ja—a! Danke!“

„Ich nahm meine Geldbörse und gab ihm zehn Pfennige.“

„Danke!“ sagte er und trabte davon.

Aber plötzlich machte er wieder Halt und wandte sich nach mir um.

„Dann kann ich ja vier Pferrige bekommen?“ fragte er, und Sofie und Sören Peter jeder drei?“

„Jawohl,“ rief ich zurück.

Und dann klapperte der Knabe in Schnee und Dunkelheit hinein. —

Aleines Feuilleton.

— **Gedächtniskunst.** Gedächtnis ist das Vermögen des menschlichen Geistes, Vorstellungen und Gedanken aufzubewahren, um sie willkürlich durch die Erinnerungskraft in das Bewußtsein zurückzurufen, wobei jedoch zu bemerken ist, daß nur selten ein Individuum Gedächtnis für alles hat, sondern die Fäähigkeit und Bestimmtheit, mit welcher sich jemand positive Vorstellungen aneignet, fast immer von dem Verhältnis zu seiner weiteren Gedankenkette bedingt ist. So wird der Geschichtsforscher am leichtesten Jahreszahlen, der Rechnungsbeamte Ziffern oder der Mathematiker Formeln merken, während das Anwendiglernen vieler verschiedenartiger Dinge den Kreis unserer Vorstellungen erweitert und in so viele Anknüpfungsverhältnisse leitet, daß endlich dadurch eine Verwirrung entsteht, die sich nicht ganz klar durchschauen läßt. Es giebt indessen auch Personen, die von der Natur mit einer außerordentlichen Gedächtnisstärke ausgestattet sind. So erzählt uns die Geschichte, daß Themistokles 20 000 Athener beim Namen zu nennen wußte, daß Mithridat 27 Sprachen kannte, Cäsar und Napoleon zugleich mehrere Briefe verschiedenen Inhalts diktierten und Scaliger den Homer in drei Wochen auswendig lernte. Der Mathematiker Wallis merkte sich eine Reihe von 50 Zahlen und berechnete, in einer künftigen Kammer stehend, deren Quadratwurzel, und Donella — wußte das ganze Corpus juris Wort für Wort herzusagen, während Leibniz und Euler die Arithmetik auswendig lernten und der Rechenkünstler Dase stammeswerte Aufgaben löste. Ob diese hier genannten Gedächtnishebeln sämtlich in die Geheimnisse der Mnemotechnik eingeweiht waren, dürfte sich schwer ermitteln lassen, in neuerer Zeit jedoch ist diese Kunst, welche schon der griechische Dichter Simonides kannte, vielfach gepflegt worden. Von diesem wird erzählt, daß er bei einem Gastmahle des Stopas von der Tafel weg in den Vorraum gerufen wurde, und als er wieder in den Speiseaal zurückkehrte, dort die Decke eingefallen und sämtliche Gäste erschlagen fand. Simonides erkannte die bis zur Unkenntlichkeit verstimmelten Leichen durch die Erinnerung, wie sie nach der Reihe gefessen hatten, und verfiel dadurch auf die Idee der Mnemotechnik, in welcher er später noch höchst merkwürdige Proben abgelegt haben soll. Diese Kunst stand mit der römischen und griechischen so eigentümlichen Veredelmacht in noher Verbindung. Später Versuche, die Gedächtniskunst wieder zur Geltung zu bringen, waren erfolglos; erst Konrad Celtes und Hans Scheffel stellten die seit Minutian in Verfall gekommene Gedächtniskunst wieder her und vereinfachten sie durch erleichternde Methoden, doch spielten sie dabei eine Art von Zauberern und Hexenmeistern, reisten in der Welt umher und verursachten großes Aufsehen. Der Pfarrer Kästner und Herr v. Arctin traten zu Anfang dieses Jahrhunderts mit neuen oder doch wenigstens sehr veränderten Methoden hervor, und ihnen folgte der Geistliche Fainagle, sowie der originelle Aimé Paris, Joseph Feliciano und Castilho, welche 1832 in Frankreich Proben ihrer Kunstfertigkeit ablegten. In Deutschland trat Graf Mailath mit einem nicht eben neuen System hervor, 1840 aber erschien der Däne Otto Reventlow, welcher die Mnemotechnik auf eine hohe Stufe der Ausbildung brachte, während Hermann Kofke sein würdiger Nachfolger war. Letztere beiden haben Lehrbücher der Mnemotechnik geschrieben.

Die Kunst, das Gedächtnis zu beherrschen und es umfassend, treu und fest zu machen, gründet sich auf Ideenassociation, indem man nicht die Gegenstände selbst in der Erinnerung festhält, sondern die wichtigsten Vorstellungen und Wendungen der festzuhaltenden Bilder in Zusammenhang mit andren Dingen bringt und diese als Erkennungszeichen benützt. Der Versuch, die Mnemotechnik und namentlich Otto Reventlows System auch beim Unterrichte der Jugend in Anwendung zu bringen, hat sich nicht bewährt, indem diese Methode bei ihrer Anwendung mehr die Phantasie, als den Verstand in Anspruch nimmt, und deshalb den Geist der Jugend nicht in die Thätigkeit versetzt, welche die wissenschaftliche Gangart verlangt. In die erste Reihe aller hier genannten durch ungeheure Gedächtniskraft ausgezeichneten Menschen gehört ohne Zweifel der Amerikaner Paul Morphy, welcher fabelhafte Erfolge seiner Fertigkeit gefeiert hatte; namentlich als Schachspieler war er der erste, welcher acht Partien hintereinander aus dem Gedächtnis spielte, ohne ein Schachbrett zu sehen und ohne sich von seinem Platte zu erheben. Kurz vorher hatte der ebenfalls tüchtige Schachspieler Paulsen aus dem Gedächtnis gespielt; er durfte jedoch bei diesem Kampfe, welcher mehrere Sitzungen hindurch währte, die Erinnerung durch ein Schachbrett unterstützen. Der Schachspieler Paul Morphy bestieg alle damaligen Gegner; seine Lieblingsmethode war es, alle Bauern abzutauschen oder preiszugeben, um den Figuren einen freieren Wirkungskreis zu verschaffen, worauf er dann mit denselben rüstig vorwärts ging und den andren Spieler bald zur Niederlage zwang. So sind mehr oder weniger Künstler, Schauspieler, Redner, Medner usw. Meister der Gedächtniskunst und es liegt an ihnen, sich in dieser Kunst als Meister zu bewähren. Namentlich beim Schachspiel ist die Ausübung dieser Technik unfehlbar von großem Nutzen. —

(Möln. Volksztg.)

Kunst.

— hl. Im Salon von Bruno und Paul Cassirer sind eine Anzahl Arbeiten von dem Franzosen Paul Césanne ausgestellt. Der Maler war bisher bei uns so gut wie unbekannt; aber auch in seiner Heimat wissen nur wenige von ihm, der völlig zurückgezogen und vereinsamt lebt. Die vierzehn Gemälde, die jetzt von ihm zu sehen sind, geben einen hohen Begriff von seiner Kunst. Es sind denkbar einfachste Motive dargestellt, Landschaften, Porträts und vor allem Stillleben von Blumen und Früchten; meist sind die Bilder auch klein im Format. Césanne steht neben Monet, dem großen Pfadfinder der modernen französischen Malerei. Wie dieser ist er von einer unbedingten künstlerischen Ehrlichkeit; giebt er alles in durchaus persönlicher Anschauung. Auch er geht auf die malerische Erscheinung der Dinge. Er ist nicht so reich in der Farbe; mit durchdringender Schärfe der Analyse holt er die für den Eindruck bestimmenden Haupttöne hervor und streicht sie breit nebeneinander hin. Bisweilen wirken sie wohl etwas grell und unvermittelt, dann aber sind sie, namentlich in den Stillleben von höchster Feinheit. Immer jedoch wohnt seinen Farben eine intensive Leuchtkraft inne, die er erreicht, ohne die Farbenzerlegung in die Komplementärfarben zu Hilfe zu nehmen. Césanne rückt indessen dadurch etwas von den Malern seines Kreises ab, daß er die Formen stärker herausarbeitet, daß auch die feinen Linien ins Gewicht fallende Elemente seiner Bilder sind. Aus dem grünen Blättermeer der Baumkrone, in denen das Licht spielt, heben sich die wildverschlungenen Linien der Aeste wirkungsvoll heraus; die Formen eines Apfels, einer Birne sind so rund und fest modelliert, daß sie fast plastisch aus dem Gemälde heraustreten. Es sind Bilder von außerordentlichem Reiz der Farbe unter den ausgestellten, so etwa das kleine Porträt eines sitzenden Herrn, die Kessel auf dem Tisch, die sich rot prangend von dem weißen Tischstuch abheben, die Blumenbäse in tiefem leuchtendem Grün; hell strahlt das Sonnenlicht in den frischen Landschaften. Ein eigen schimmerndes Blaugrau giebt den Grundton in all diesen Bildern, aus dem die übrigen entwickelt werden. Césannes Farbe ist herber, sie hat nicht das Weiße, Eindeutigkeit, das sonst den Bildern der Franzosen, etwa Monet, eigentümlich ist, aber sie ist ein ausdrucksfähiges Instrument.

Louis Corinth, der jetzt nach Berlin übergesiedelt ist, hat in demselben Salon eine Reihe Bildnisse und Studien ausgestellt. Grade vor diesem in großen Zügen heruntergestrichenen Arbeiten wird man sich, wenn man an seinen größeren Versuch, die „Salome“ in der Seceffion, zurückdenkt, klar, worin die Bedeutung dieses Malers liegt, aber auch wo sein Talent begrenzt ist. Bei allen Feinheiten im Einzelnen ließ die Komposition des Ganzen eigentlich unbefriedigt; es ist, als erlahmte die Kraft des Künstlers in der Durchführung und er kühl abwägendes, fast nach akademischen Principien arbeitendes Komponieren träte an die Stelle der Frische und Unmittelbarkeit, mit der der Maler in der Natur Erstauntes wiedergzugeben vermag. Unter seinen jetzt ausgestellten Bildern fehlen solche Versuche, und man erkennt daher besonders scharf, wie groß sein Talent in dem vielleicht engen Umkreise ist. Die Porträts wirken alle, als wären sie in einem Zuge mit flüchtigen Pinselstrichen hingemalt. — kaum daß der Maler sich Zeit gelassen hat, den Grund ordentlich zu decken, — und doch, wie sicher und fest geschlossen ist die malerische Erscheinung der Dargestellten gegeben, und mit welcher Charakteristik ist selbst der Ausdruck der Gesichter und auch die ganze Haltung des Modells erfasst! Der alte Herr, der sich in den Fels schmieg, der „bramfige“ Vogelmeister, der Herr mit dem Monocle, das sind durch die Klarheit, mit der ihre Hauptzüge herausgearbeitet sind, in ihrer Art geradezu Typen. Für eine feilische Vertiefung in kompliziertere Charaktere fehlt es dem Maler anscheinend wieder an Ausdauer. Bei seinem Liebermann sieht man eigentlich nichts als das Malerische des Gesichts, den eigentümlichen Kontrast zwischen der bleichen Hautfarbe und den dunklen Augen, den schwarzen Brauen und dem Schnurrbart, und sein Gerhart Hauptmann — sitzt in einem prächtig dargestellten Zimmer, während bei ihm selbst von dem Heiligen und dem Verbrecher, die sich auf seinem Gesicht seitjam mischen sollen, nur der Verbrecher getroffen ist. Prächtig ist wieder „Elh“, die Chanonnette, die ihr leichtes Röddchen kokett aufrappend grazios vor den Beschauer tritt. Ganz brillant ist auch der „Schweinehof“. Es scheint nach diesen Arbeiten, als ob Corinth selbst sich der Grenzen seines Talents bewußt wäre und in diesen alles, was in ihm liegt, zu entwickeln sucht.

Neben einigen guten Porträtbüsten und graziosen Statuetten von Friß Klimsch (Berlin) enthält die Ausstellung endlich noch die neuen Arbeiten von Walter Leistikow. Sie erscheinen sehr schwächlich. Es sind zurechtgemachte Stimmungen aus der Marx und von den Dänen, glatt und konventionell im Ton und ohne jede Vertiefung ziemlich stark auf den Effekt gearbeitet. —

Völkerkunde.

— Totenbräuche und Ahnenkultus bei den Koreanern behandelte Charles Kawart in der letzten Sitzung der Pariser Ethnographischen Gesellschaft. Es handle sich um förmliche Gehege. Es stehe niemand frei, seine Toten so zu beweinen, wie es ihm gütindke, einen Sarg frei zu wählen oder während der Trauerzeit andre als die vorgeschriebenen Kleider zu tragen. Sogar in den Mahlzeiten sind während dieser Zeit Änderungen vorzunehmen. Ort und Art der Leichenbestattung sind

bis ins Kleinste geregelt. Am eingehendsten sind die Vorschriften für den Fall des Ablebens des Königs. Letzterer gilt als der Vater des Volks, daher ist jeder Koreaner verpflichtet, um ihn ebenso lange zu trauern wie für einen nahen Verwandten, d. i. siebenundzwanzig Monate; die Vestattung findet erst nach fünf Monaten statt, während denen Vorbereitungen getroffen werden, die bis in die vertrautesten Familienangelegenheiten eingreifen. Was den Ahnenkultus betrifft, so hören die hierfür vorgeschriebenen Ceremonien erst von dem vierten Geschlecht an endgültig auf. Wenn dieses Geschlecht allein vorhanden ist, wird die dem Verstorbenen geltende Sedenktafel begraben, und von da ab darf niemand mehr von ihm reden. —

Aus dem Tierleben.

— Die Wildziegen des asiatischen Rußlands. Wie der „Prometheus“ den „Sitzungsberichten der Dorpater Naturforschergesellschaft“ entnimmt, leben gegenwärtig in den Grenzen des russischen Reichs vier Wildziegenarten, von denen zwei dem Kaukasusgebiete, eine diesem und dem südlichen Turkestan und die vierte der letzteren Landschaft sowie Sibirien angehören. Es sind dies die beiden kaukasischen Ture oder Steinböde (*Capra caucasica* und *C. cylindricornis*), der Bezoarbood und der sibirische Steinbood. *Capra caucasica* bewohnt namentlich den Westteil des großen Kaukasus und geht nicht unter eine Höhe von 2000 Meter hinab; auch im Ebrusgebirge ist diese Art häufig. *Capra cylindricornis* findet sich vornehmlich in den Hochalpinen Regionen des östlichen Großen Kaukasus, am häufigsten im Quellgebiet des Tischerak und Uruich. Der Bezoarbood bewohnt in Turkestan den Kopeidagh bis an die Grenze Afghanistans. Im Kaukasus findet er sich in Dagestan und am Südbahange der Hauptkette, in der Valda'jarikar-Schlucht, im Köberlor-Thal. Nie sucht diese Art die Wälder auf, sondern zieht stets die Felsen- und Wiesenregion vor. Außerhalb Rußlands bewohnt diese Wildziege Kleinasien; auch soll sie auf den Inseln Chirra, Cubba, Samothrake und Kreta heute noch vorkommen. Auf Rhodos und Cypern, sowie in der Landschaft Troas war sie früher heimisch, fehlt aber jetzt. Den sibirischen Steinbood endlich trifft man in der Umgebung von Chobschent, im Saroffschanthal, in den Bergen zwischen letzterem und Syr-Darja, sowie in den bis zur Kifil-kum sich erstreckenden Hochsteppen, ferner im Ferganana-Gebiet und bei Bernhi im Atan. Teilweise bewohnt er Laubwälder zwischen 1900 und 2900 Meter, geht aber auch in die Nadelwald-Region bis 3000 Meter, ja im Sommer selbst bis 4000 Meter hinauf. Außerhalb Rußlands findet sich diese Art in der Tartarei, in Kaschmir und Baltistan, im Pamir und im Himalaja. —

Medizinisches.

— Sonnenscheindauer und Infektionskrankheiten. Es ist durch die Untersuchungen mehrerer Forscher festgestellt worden, daß das Sonnenlicht einen vernichtenden Einfluß auf viele Bakterien ausübt, wenn es Zeit genug hat, genügend lange einzuwirken. Da wir nun bei einer Reihe von Infektionskrankheiten annehmen dürfen, daß die Erreger derselben in der freien Natur vorkommen, von da aus in den menschlichen Körper einwandern und denselben krank machen, so würde eine sonnenscheinreiche Zeit die Gefahr des Befallesverdens durch die Krankheit herabdrücken, weil ein großer Teil der in der Natur vorkommenden krankheits-erregenden Bakterien durch das Sonnenlicht unschädlich gemacht wäre. Da man seit einiger Zeit die tägliche Dauer der Sonnenscheinzeit an verschiedenen Orten regelmäßig durch selbstthätige Instrumente aufschreiben läßt, man andererseits die Zahl der Erkrankungen und Todesfälle an bestimmten Krankheiten mit einiger Sicherheit feststellen kann, so läßt sich die Frage nach dem Zusammenhang zwischen diesen beiden Dingen: Sonnenscheindauer und Zahl der Erkrankungen wohl mit ziemlicher Genauigkeit untersuchen. Dr. J. Ruhemann hat sich dieser Aufgabe unterzogen und zunächst für die Influenza, sodann aber auch für die akuten Erkrankungen der Atmungsorgane und die Lungenschwindsucht nachzuweisen versucht, daß die Anzahl der Sonnenscheinstunden und die Zahl der genannten Erkrankungen im umgekehrten Verhältnis zu einander stehen.

Als Beispiel möge die letzte Influenza-Epidemie des Winters 1899/1900 angeführt werden. Wie vielen aus eigener Erfahrung immerlich sein wird, begann diese Epidemie z. B. in Berlin etwa im Oktober 1899 mit verhältnismäßig wenigen Fällen und steigerte sich dann von Monat zu Monat, um etwa im Februar des Jahrs 1900 ihren Höhepunkt zu erreichen. Umgekehrt dazu verhielt sich die Anzahl der Sonnenscheinstunden. Der Oktober hatte noch 138 Sonnenscheinstunden, der November nur noch 72, der Dezember nur noch 54, und im ganzen Januar hatte die Sonne sogar nur noch 10 Stunden geschieneit. Es ist dies die geringste Zahl, welche, seitdem in Berlin die Sonnenscheinzeit gemessen wird (1893), überhaupt vorgekommen ist. Die größten Erkrankungsziffern finden sich meist etwas später als der niedrigste Wert der Sonnenscheinzeit. Dies erklärt sich dadurch, daß die durch den Mangel an vernichtendem Sonnenlicht äppig wuchernden Bakterien erst einige Zeit brauchen, um in dem befallenen Körper die Krankheit hervorzurufen. Diese Zeit, die zwischen der eigentlichen Einwanderung des Krankheitserregers und dem Ausbruch der Krankheit liegt (die sogenannte Inkubationszeit), ist bei den verschiedenen Krankheiten sehr verschieden (einige Stunden bis mehrere Wochen), und so kommt es, daß der Höhepunkt einer Seuche oft

längere Zeit dem Höhepunkt des krankmachenden Einflusses nachfolgt. —

Humoristisches.

— Kaufmännisch. „Vom Heiratsvermittler? Was schreibt er denn?“
„Er verpflichtet sich, bestelltes Herz und Hand baldmöglichst zu effektuieren.“ —
— Ein harter Schlag. Wirt: „Aus is, Jenzi! Kreditiert wird nimmer, schreibt er, und wenn i binnen acht Tag meine zweitausend Mark Pieserungsschulden net zahl, nacha klagt er.“
„Jefas na, ja wer denn?“
Wirt: „Der Hoffleischlieferant.“ — (Simpl.)
— Gemütlich. Colporteur: „Hier bringe ich wieder eine Lieferung vom Konversationslexikon!“
Kunde (schwerkrank): „Ach, das wird wohl die letzte sein, die ich annehme!“
Colporteur: „Najum, Sie werden doch jetzt nicht sterben!... Was wollen S' denn mit dem unvollständigen Werk anfangen?“ —

Notizen.

— Eine neue Zehnpennig-Bibliothek wird seit kurzem vom Wiesbadener Volksbildungs-Verein unter dem Titel: „Wiesbadener Volksbücher“ herausgegeben. Die ersten fünf Bücher enthalten Werke von W. S. Niehl, G. Hansjakob, Rosegger, Dicens und Stifter. —
— Ein Versdrama „Glück“ von Ludwig Jacobowski ist vom Berliner Theater zur Aufführung angenommen worden. —
— Das Central-Theater bringt als nächste Novität Venno Jacobsons Burlesk-Operette „Die Schöne von New York“. —
— Die japanische Schauspielerin Sada Yacco, die während der Pariser Weltausstellung mit großem Erfolg auftrat, wird im Mai nächstens Jahrs mit der Gesellschaft ihres Gatten im Residenz-Theater gastieren. —
— Die musikalische Bibliothek von Johannes Brahms bestand, wie der italienischen Vierteljahrschrift „La Bibliofilia“ aus dem Nachlassinventar des Meisters mitgeteilt wird, aus 488 Bänden, die über Musik handeln und 1419 Nummern Musik, worunter zahlreiche Vollpartituren. Im Studierzimmer von Brahms fanden sich außerdem 182 musikalische Autographen und ein unvollständiges Opernlibretto von Turgenjew. Unter den musikalischen Autographen war eines von Beethoven, zwölf von Mozart, einige von Schubert, einige größere Fragmente aus Tristan und Isolde von Wagner und dreihunddreißig eigenhändige Manuskripte Brahmscher Kompositionen. —
— Die Photographische Gesellschaft hat 27 Gesandte französischer Meister in Photographieren großen Formats reproducieren lassen. Das Verzeichnis der Kunstblätter nennt die Maler Vouche, Chardin, Lancret, Vater, de Troy und Watteau. —
— In Lehen starb dieser Tage der Kupferstecher Johann Wilhelm Kaiser im Alter von 87 Jahren; seine beiden Stiche „Die Nachtwache“ nach Rembrandt und die „Sättlermahlzeit“ nach Bartholomäus van der Helst sind seine bekanntesten Werke. —
— Das bayrische Kultusministerium beabsichtigt an einer central gelegenen Anstalt in München für Gymnasialschüler Unterricht in der russischen Sprache erteilen zu lassen. Bei dieser Neuerung kommt namentlich in Betracht, daß in Rußland eine sehr starke Nachfrage nach deutschen Technikern besteht. —

Bücher-Einlauf.

— M. von Uhl: „Verse und Sprüche.“ Berlin. E. Ebering. —
— Dr. Edmund Sallwürf von Benzelsstein: „Stimmen der Einigkeit.“ Berlin. E. Ebering. —
— Ernst Preczang: „Der verlorene Sohn.“ Drama. Berlin. Verlag: Expedition der Buchhandlung Vorwärts. Preis 1 M. —
— Karl Wöttcher: „Ausgewiesen.“ Drama. Zweite Auflage. Zürich. Cäsar Schmidt. —
— Friedrich Haas: „Die irdische Gerechtigkeit.“ Schauspiel. Zürich. Cäsar Schmidt. —
— Max Kaufmann: „Leiden des modernen Berther.“ Roman. Zürich. Cäsar Schmidt. —
— „Spemanns goldnes Buch der Kunst“. Eine Hauskunde für Jedermann. Berlin und Stuttgart. W. Spemann. Pr. 6 M. —
— Hugo Niemann: „Geschichte der Musik seit Beethoven (1800—1900).“ Berlin und Stuttgart. W. Spemann. —
— Leo Tolstoj: „Moderne Sklaven.“ Bevollmächtigte Uebersetzung von Wladimir Czumiadow. Leipzig. Eugen Diederichs. —
— Bruno Wille: „Materie nie ohne Geist.“ Berlin und Bern. Akademischer Verlag für sociale Wissenschaften. —
— Graf und Gräfin Vaudissin: „Spemanns goldnes Buch der Sitte.“ Berlin und Stuttgart. W. Spemann. Pr. 6 M. —